

Der Harte und der Zarte

Vor lauter flüchtigen Worten sucht PNP-Autor Axel Weidemann nach etwas Bestand – beim Schmieden findet er ihn



Aller Anfang ist schwer: Gemeinsam mit dem Schmiedemeister Johannes Pilz (l.), versuche ich mich zur Übung daran, einer erhitzten Eisenstange eine vierkantige Spitze aufzuschmieden. – Foto: Bormeth

Von Axel Weidemann

Reisbach. Aus der Feuerschüssel schwingen sich gezackte Funken wie kleine Phönixe empor, nur um zu verglühen und wiedergeboren zu werden. An mein Ohr dringt nur das Rauschen der Glut. Im Feuer ruht das Eisen. Kräftige Hände packen es, ziehen es heraus. Seine Spitze leuchtet fast so hell wie die Forsythien, die draußen blühen. Schuhsohlen schaben hastig über rauhen Stein in Richtung Amboss.

Dann zerreißt ein gewaltiger Knall die Stille, während ein Regen aus 1000 glühenden Teilchen wie aufgebrauchte Glühwürmchen in alle Richtungen auseinander spritzt. Immer wieder saust der Hammer auf das Eisen. Der helle Klang der Schläge hallt im Amboss nach, als singe er. Doch mit jedem Schlag wird der Funkenflug schwächer, die Farbe des Eisens dunkler. Noch einmal muss es ins Feuer getaucht werden, damit das Schauspiel der Feuerschweißerei von vorn beginnen kann.

An diesem Morgen will ich gemeinsam mit Schmiedemeister Johannes Pilz (36) ein Messer schmieden. Die ehemalige Räucherammer am Rand von Reisbach, in der sich seine Schmiede befindet, ist über 250 Jahre alt und Teil eines alten Hofkomplexes. Mit ihren dicken Wänden aus unverputztem Klinker, der gewölbten Decke und dem kleinen Abzug, ist sie wie geschaffen zum Schmieden.

Zwei dicke Blasen zieren die rechte Hand

Bei mir ist das anders. Kopfschüttelnd betrachte ich meine Hände. Zwei dicke Blasen – eine am Daumen, eine am Handballen – zieren die rechte Hand. Kaum eine Minute hatte ich den ?????? schweren Schmiedehammer davor zur Übung auf eine glühende Metallspitze sausen lassen. Zaghaft und selten trifft der Hammer dabei auf das Eisen. Wenn ich beherzter zuschlage, verfehle ich das helle Leuchten und der Hammer prallt wie ein Flummi vom getroffenen Amboss zurück. Der quittiert es mir mit einem höhnisch hell nachhallenden „Deng“.

„Verflucht, wie kann man sich nur so dämlich anstellen“, denke ich. Das Abbremsen nach verfehlten Schlägen kostet meinen

Arm viel Kraft und ich muss aufpassen, dass mir das Werkzeug nicht die Stirn küsst. Nach ein paar Haltungskorrekturen vom Meister schlage ich mit mehr Schwung zu. „Nicht aus dem Rhythmus kommen“, mahnt Pilz. Also, mehr Mut, mehr Schwung. Schlag, Spitze um 90 Grad drehen, Schlag, zurück, Schlag, drehen, Schlag und zurück. „Ding, ding, ding, ding“, hallt es nun gleichmäßig durch die Schmiede und siehe da: Das Eisen verformt sich.

Doch vor den Gesang von Hammer und Amboss haben die Götter das Feuer gesetzt. Ein Ritual mit dem jeder Tag in der Schmiede beginnen muss: Die rußgeschwärzten Finger suchen nach Schlackeresten in der Feuerschüssel. Kleine Brocken aus Anthrazitkohle kullern über den Boden und dichte Staubwolken kratzen im Hals. Als Glutnest dient eine zusammengeknüllte Zeitung vom Vortag. Darüber türmt sich ein kleiner Kohleberg aus dem es nun gewaltig qualmt. Schwefelgeruch sticht mir in die Nase.

Draußen quillt mittlerweile eine hohe weiße Rauchsäule aus dem Schlot und hebt sich vor dem blauen Frühlingshimmel ab. Die Hitze im Ess-Eisen springt zügig auf die Kohlen über, während die ersten Flammen aus der Glut schießen und über der Esse tanzen. „Wenn mein Computer am Arbeitsplatz nur manchmal so schön brennen würde“, denke ich und blicke stumm ins Feuer.

Eigentlich rattere ich mit fliegenden Fingern über die Tastatur und schreibe für den flüchtigen, den einen Tag. Jetzt aber giere ich danach, dass es einmal knallt, qualmt, klingt und stinkt und etwas dabei herauskommt, das übermorgen noch genauso viel Bedeutung für mich hat wie in 30 Jahren. In meinem Bauch beginnt eine ungekannte Vorfreude zu zappeln wie ein frisch gefangener Fisch.

„Nun zur hohen Kunst“, sagt Pilz und nimmt sich einen langen Eisenwinkel und ein kleines Stück Klingentahl. „Das muss da vorne rein, und es muss halten“, erklärt er und legt das fingergroße Klingentahlplättchen in die Spitze des Winkels, als lege er ein Lesezeichen in ein offenes Buch. „Aha“ – Ich merke wie ich nicke, obwohl ich noch nicht ganz verstehe, wie aus diesen unförmigen Metallteilen später ein Messer werden soll. So stehe ich dem Schmied etwas

ratlos gegenüber und schiele auf seine Hände. „Der Harte und der Zarte“, denke ich: Dort schulterlange dunkelbraune Haare, hier schweißbedeckte Geheimratsecken. Dort ein kräftiger Henriquate als Bart, hier ein fleckiges Dreitage-Stoppel. Er, Unterarme, die aussehen wie eine Mischung aus meinem Oberschenkel und der Tatze eines Kodiakbären, ich mit Armen irgendwo zwischen „aber“ und „naja“. Pilz nimmt den Winkel und stößt ihn mit einem kräftigen Ruck in die glühenden Kohlen. Von unten faucht das Gebläse wie ein gerade erwachter Drache.

Johannes Pilz, ein gebürtiger Münchner, brennt für das Schmiedehandwerk seitdem er Kind war. Anfangs hämmerte er noch auf dem ausgedienten Blumendraht seiner Mutter herum. Mit 14 begann er mit einer gebrauchten Schmiede, die ihm sein Vater besorgte. Dann ließ er sich zum Metallgestalter ausbilden und ist seit 2010 selbstständig. Schuld an seiner Faszination sei unter anderem der Film Conan aus den 80er Jahren, der ihn mit seiner nicht ganz realistischen aber umso effektvolleren Schmiedeszene für „das Geheimnis des Stahls“ begeisterte. Das erzählt er heute aber nur hinter vorgehaltener Hand und lacht dabei herzlich.

„Das Ende hat über 700 Grad“

In der ehemaligen Räucherammer nimmt Pilz den hellgelb glühenden Eisenwinkel aus der Esse. „Das Ende hat über 700 Grad, verbrenn Dir nicht die Pfoten“, sagt er. Ein Schwall Hitze schlägt mir entgegen. Mit einigen gezielten Schlägen soll ich den Winkel vorne zu einer Tasche falten, um den Klingentahl hineinlegen zu können. Das Eisen fühlt sich in meinen Händen ungewöhnlich plump und unhandlich an. Mir ist, als müsste ich einen Stahlträger wenden. Meine Schläge gehen daneben, während mir der Schweiß von der Stirn rinnt. Hand, Arm und Schulter brennen. Als die Hitze nachlässt, sieht das Ende aus wie ein kleines Modell der Berliner Philharmonie – krumm und schief. Ich lache gequält und massiere mir die Hand, während der Schmiedemeister das glühende Ende nach nochmaligem Erhitzen mit schnellen, harten Schlägen in die gewünschte

Form bringt. Dann legt er das Klingentahlplättchen in den Winkel – der nun die Form eines halb zugeklappten Buches hat – gibt etwas Bor-Pulver darauf und taucht das Ende wieder in die Feuerschüssel des Schmiedeherdens.

Das Bor-Pulver dient als Flussmittel und sorgt dafür, dass sich die beiden Metalle besser verbinden können. Am Ende soll das Messer aus drei verschweißten Lagen bestehen: Zwei Eisenlagen umschließen den Klingentahl. Letzterer sorgt dabei für die Härte an Messers Schneide, während das weiche Eisen die nötige Flexibilität verleiht. Nachdem beides sorgfältig verschweißt ist, wird es Zeit, den Rohling zu schmieden.

Der Schmied schaut mich an, ich hebe abwehrend die Hände. Dafür braucht es mehr, als ein Hammer in einer wackeligen Hand. Er nickt und grinst: „Sonst wär' a G'lernter ja a Depp.“ Mit einem Keil trennt er den Rohling vom restlichen Eisen. Dann hämmert, wendet, dreht und biegt der Schmied den Rohling ohne, dass auch nur ein einziger Schlag zu viel dabei wäre. Der ehemals harte Werkstoff verformt sich unter dem springenden Hammer, als wäre er aus Knete. Die Verunreinigungen des Eisens schälen sich dabei ab wie eine spröde Haut und springen in jede Ecke der Schmiede.

Auch auf dem Gesicht von Johannes Pilz ist nun leichte Anstrengung zu sehen. Die Augen zusammengekniffen und die Unterlippe leicht vorgereckt, kümmert ihn kaum mehr, was um ihn herum passiert. Nur seine Augen verraten ein inneres Lächeln. Ich reiche derweil nur noch die Keile an – mit denen der Schmied Teile des glühenden Metalls abtrennt – und atme staunend durch den offenen Mund.

Nachdem auch der Griff ausgeformt, eingedreht und rund geschmiedet ist, fehlt nur noch eins: „das Siegel“. Pilz nimmt einen daumendicken, bleistiftlangen Metallstift von der Wand neben der Esse. Rotglühend wartet die ungeschliffene Klinge auf dem Amboss, als der Meister den Stift aufsetzt und mit einem gewaltigen Hammerschlag seine Initialen in den Stahl treibt. „Es ist jedes Mal wieder schön, wenn so ein Ding in Form ist“, sagt er und strahlt.

Der dünne Griff des Messers schwingt sich nun kühn in Richtung Klinge. Beim Schmieden ist die Griffspitze leicht aufgespal-

ten. Nun sieht es aus als sitze der Kopf einer Schlange an dessen Ende.

Jetzt muss der Rohling etwas abkühlen. Als er handwarm ist, schleifen die mittlerweile fast schwarzen Hände des Schmiedes am Bandschleifer die Klinge vor. Die ist bis dahin aber noch nicht hart genug. „Je härter ein Stahl, desto länger hält die aufgeschliffene Schärfe“, erklärt der Schmied. Also muss der Stahl noch gehärtet werden. Dazu wird es erhitzt und zum Abkühlen in Öl getaucht um seine Festigkeit zu erhöhen.

Im Öl blubbert die Klinge fast feindselig

Vorsichtig tauche ich das erhitzte Messer mit der Zange in einen Eimer voller Motoren-Öl. Hoffentlich fliegt mir das Teil nicht um die Ohren, schießt es mir durch den Kopf. Obwohl nur eine kleine Flamme aus dem Eimer emporlodert, weiche ich leicht zurück. Im Öl blubbert die Klinge fast feindselig. Der strenge Geruch von verbranntem Öl lässt mich flacher atmen. Ein bisschen enttäuscht bin ich, weil ich mich auf ein zischendes Wasserbad gefreut hatte. Immerhin zischt es ein bisschen, als ich im Wasserbad die Öl-Schmiere abspüle.

Bei 220 Grad kommt das fast fertige Messer in den Küchenofen, um etwaige Spannungen aus dem Stahl zu lösen. Dann bekommt die Klinge ihren letzten Schliff am Nass-Schleifstein. Mit langsamen Bewegungen wandert die Klinge von rechts nach links über das runde Steinrad, als schmiege sie sich von selbst an den Stein. Wie akribische Mini-Prüfer wandern kleine Wassertropfen über den Stahl. Anschließend entfernt Pilz den durch den Schliff entstandenen Grat mit dem Lederband und poliert die Klinge bis die Schneide glänzt.

Nach gut zweieinhalb Stunden halte ich nun ein fertiges Messer in der Hand und streiche mit dem Finger über die naturbelassene, dunkle Zunderschicht auf dem Metall. Nach so viel Hitze staune ich beinahe darüber, wie kühl es sich anfühlt. Auch verbiegen lässt es sich nicht mehr. Ich blicke auf den Boden, der mit den leuchtend gelben Blütenblättern der nahestehenden Forsythien übersät ist. „Ein Stück weit der Vergänglichkeit getrotzt“, denke ich. Und wenn mein Anteil auch verschwindend gering war, ein wenig stolz bin ich doch.